

1. Das koloniale Amerika

Übersicht:

1. Einleitung: Geschichte der USA, 1776-1992

2. Das koloniale Amerika

Das präkolumbianische Amerika

Entdecker und Siedler

Die britischen Kolonien

Sklaverei

1. Einleitung

Vorlesungen über Geschichte von Staaten zählen zum klassischen Unterrichtsstoff an Universitäten. Hier lassen sich am Fallbeispiel jene Kräfte, Strukturen und Mechanismen aufzeigen, die die Entwicklung komplexer menschlicher Gesellschaften unter den Bedingungen staatlicher Organisationsformen beeinflussen. Dabei kommt es darauf an, das Wechselspiel der verschiedenen politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und mentalen Faktoren herauszuarbeiten. Menschliche Geschichte ist eben nicht eindimensional, sondern das Ergebnis der Widersprüche höchst unterschiedlicher Kräfte und Einflüsse. Karl Marx nannte diesen Konflikt der Widersprüche, aus dem der historische Prozeß geboren wird, Dialektik. Man muß dabei nicht Marx' weitergehende Behauptung akzeptieren, die Geschichte verlaufe gesetzmäßig auf ein bestimmtes Ziel (den Kommunismus) zu, um das Prinzip der Dialektik als die entscheidende Triebfeder des historischen Prozesses anzuerkennen.

Es ist deshalb wenig sinnvoll, den historischen Prozeß reduktionistisch zu betrachten, einen einzigen Faktor herauszugreifen und für das Ganze zu nehmen. Diesen Fehler hat die traditionelle Geschichtswissenschaft begangen, als sie der Tradition Leopold v. Rankes folgend, Geschichte vornehmlich als das Wirkunsfeld großer Männer auffaßte. Darüber sind wir längst hinaus. Die moderne Geschichtswissenschaft bedient sich einer großen Vielfalt methodischer Zugänge, die der komplexen vergangenen Realität, mit der sie sich auseinandersetzt, entspricht. Politikgeschichte, Militärgeschichte, Sozialgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Technikgeschichte, Kulturgeschichte, Alltagsgeschichte, Geschichte der Geschlechterbeziehungen usw. - all dies sind längst etablierte Zweige der historischen Forschung. Ihre unterschiedlichen Fragestellungen und

Zugangsweisen haben unseren Kenntnisstand über historische Vorgänge enorm erweitert. Der ungeheure Facettenreichtum historischer Realität ist dabei deutlich zutage getreten. Wer nur einen Moment überlegt, wie komplex unsere gegenwärtige Realität ist, und sich nicht der Illusion hingibt, in früheren Zeiten sei alles einfacher gewesen, kann erahnen, welchen methodischen Aufwand die Geschichtswissenschaft treiben muß, um gewesene Realität zum Zwecke des Verstehens zu rekonstruieren. Letzteres ist jedoch die Grundaufgabe der Geschichtswissenschaft.

Methodische Vielfalt birgt allerdings enorme Gefahren in sich. So hat sich in den letzten Jahrzehnten ein ausgesprochenes Spezialistentum herausgebildet, das manchmal den Charakter des Sektierertums annimmt. Die Vertreterinnen und Vertreter der einzelnen Unterdisziplinen sind untereinander allzu häufig nicht mehr kommunikationsfähig, beschäftigen sich demgemäß nur mit Teilaspekten, ohne andere Einflüsse oder gar Gesamtzusammenhänge wahrzunehmen, und schmoren gewissermaßen wissenschaftlich im eigenen Saft. Wenn etwa die Mikrosozialgeschichte die Entwicklung einzelner Dörfer in völliger Isolation von ihrem historischen Umfeld betrachtet, dann geht dies genauso in die falsche Richtung wie der von einigen Militärgeschichtlern propagierte "militärimmanente Zugang", der die Institution Militär aus ihrem sozio-politischen Umfeld herausreißt und ausschließlich nach ihren eigenen Gesetzen beurteilt.

Dem Hang zur Überspezialisierung muß die Forschung durch intermethodische Zusammenarbeit entgegenwirken. Für Forschung und Lehre aber gilt zudem, daß die große Gesamtdarstellung, das Handbuch und eben auch die Überblicksvorlesung nach wie vor eine wichtige, nämlich integrative Funktion erfüllen. Hier müssen die Ergebnisse der methodenspezifischen Einzeluntersuchungen zu einem großen Gesamtbild zusammengebracht werden. Dies ist allerdings angesichts der zunehmenden Vielfalt an Einzelstudien ein ungeheuer schwieriges Unternehmen.

Die zusammenfassende Darstellung kann verschiedenen Zwecken dienen. Sie kann selbst wieder Teil einer spezifischen Einzeluntersuchung sein, wenn es etwa darum geht, die Ursachen des Amerikanischen Bürgerkriegs zu erklären. Sie kann in die Untersuchung einzelner systematischer Fragestellungen einfließen: etwa die Geschichte des Imperialismus, der Industrialisierung, oder der Herausbildung der westlichen Demokratie. Sie kann aber auch über konkrete Fragestellungen hinaus der Untersuchung eines historischen Gesamtkomplexes dienen, der allein durch seine historische Existenz Aufmerksamkeit verdient und dessen Entwicklungsprozeß vielfältige Einzelfragen aufwirft. Derartige Gesamtkomplexe bilden gerade Regionen, Gesellschaften, Nationen und Staaten. Es ist deshalb kein Zufall, daß Gesamtdarstellungen zur Geschichte des Römischen Reiches, des

Zarenreiches, der Geschichte Frankreichs oder Deutschlands sich sowohl auf dem Buchmarkt als auch als Themen für Vorlesungen besonderer Beliebtheit erfreuen. Dabei versteht sich von selbst, daß die Bedeutung eines solchen Gebildes für den historischen Gesamtprozeß Einfluß auf das allgemeine Interesse am Thema besitzt. Eine Vorlesung über die Geschichte San Marinos dürfte jedenfalls weniger Zuhörer in den Hörsaal locken als unsere heutige Thematik.

Beschäftigt man sich mit der Geschichte europäischer Länder, so rechnet man meist in Kategorien von mindestens tausend Jahren, manchmal noch viel mehr. Burgen, Schlösser, Kathedralen und uralte Kapellen, ja sogar römische und griechische Bauwerke zeugen auf unserem Kontinent von einer langlebigen Zivilisation, weit zurückreichenden Traditionen und Jahrhunderte währender historischer Prozesse. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß aus europäischer Sicht die USA beinahe wie ein Land ohne Geschichte erscheinen. Auf den ersten Blick scheinen alte Bauwerke zu fehlen. Die Modernisierungswut in amerikanischen Großstädten, die v.a. in New York City ältere Gebäude gnadenlos wegreißt, um Platz für neue Wolkenkratzer und Glaspaläste zu schaffen, scheint zudem auf Traditionslosigkeit und geschichtsfeindliches Denken in den USA hinzuweisen. Doch diese Ansicht ist völlig verfehlt. Immerhin umfaßt die Geschichte der europäischen Besiedelung Nordamerikas beinahe 400 Jahre, von den Jahrtausenden indianischer Kultur ganz zu schweigen. Mißt man jedenfalls Geschichte in jenen Zeiträumen, in denen uns schriftliche Dokumente vorliegen, dann reicht die Geschichte Nordamerikas immerhin in die Phase vor dem Dreißigjährigen Krieg zurück - eine ganz schön lange Periode. Mehr noch, an vielen Orten der Ostküste und sogar an manchen Stellen der Westküste finden sich Bauwerke aus dem frühen 18. Jahrhundert. Hand aufs Herz: wieviele Bauwerke in Europa sind wirklich älter? Selbst große Teile der Berner Altstadt sind erst im 18. Jahrhundert errichtet worden. Von mangelndem Geschichtsbewußtsein kann zudem in den USA nun wirklich die Rede sein. Wer einmal das liebevoll rekonstruierte Williamsburgh, die alte Hauptstadt Virginias, gesehen hat, in der historische Vereine das Leben des 18. Jahrhunderts täglich auch praktisch vorführen, wird derartige Behauptungen nicht mehr aufstellen. Ähnliches gilt für Jamestown, die erste permanente europäische Siedlung in Nordamerika, die vielen Visitors Centers an historischen Orten, die zahlreichen historischen Erinnerungstafeln und die Erinnerungsstätten auf den Schlachtfeldern Nordamerikas. In der historischen Erinnerungskultur sind die Amerikaner den Europäern jedenfalls weit voraus. Tatsächlich ist die Geschichte Nordamerikas spannend, vielschichtig und sehr komplex. Bei der These von der Geschichtslosigkeit des Landes handelt es sich nur um ein Vorurteil.

Überhaupt ist das europäische Amerikabild in extremer Weise von Vorurteilen

beladen. Immer wieder trifft man auf die Behauptung, die USA hätten außer Kaugummis, Coca Cola und den häufig miesen Machwerken Hollywoods keinen wirklich Beitrag zu Kultur geleistet. Ja die USA besäßen überhaupt keine eigenständige Kultur, sondern seien letztlich das geblieben, was sie von Anfang an waren: ein Anhängsel Europas. Wie falsch diese Behauptung ist, zeigt allein die willkürliche Nennung von ein paar Namen: die Schriftsteller Edgar Allen Poe, Mark Twain, Upton Sinclair, John Steinbeck, Ernest Hemmingway, John Irving oder die Maler Edward Hopper, Andy Warhole, Roy Lichtenstein und der Komponist Leonard Bernstein. Gerade auf dem Gebiet der Musik hat die Mischkultur der USA enorm einflußreiche Strömungen hervorgebracht. Ohne Blues und Jazz ist die moderne Musik nicht mehr zu denken. Das intellektuelle Leben der USA ist seit Jahrzehnten das reichhaltigste und fruchtbarste auf dem Planeten. Das Land verfügt über die besten Universitäten der Welt und einen gigantischen Buchmarkt. Von den wissenschaftlichen Leistungen des Landes ganz zu schweigen. Nicht umsonst räumen Amerikaner und Amerikanerinnen jährlich die großen internationalen Preise und Auszeichnungen in Serie ab. Schon im 18. und frühen 19. Jahrhundert brachte das Land mit Benjamin Franklin und Thomas Jefferson Denker von Weltrang hervor. Das eben durchaus eigenständige Kultur- und Geistesleben Nordamerikas erhielt dabei immer neue und zusätzliche Impulse durch Einwanderung von außen. Ein Einwanderungsland zu sein, erwies sich dabei für die USA immer als immenser Vorteil, wovon wir Europäer bei unseren gegenwärtigen Abschottungstendenzen nur lernen können. - Gelänge es jedenfalls, im Verlauf dieser Vorlesung etwaig vorhandene Vorurteile abzubauen, so wäre ich sehr zufrieden.

Dabei haben europäische Vorurteile gegenüber den USA eine lange Tradition. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die USA zum Reizthema in Europa. Das hing sicherlich mit dem Umstand zusammen, daß die USA mit ihrem Prinzip der Bürgerfreiheit, des Individualismus und der relativ weit fortgeschrittenen Demokratisierung ein alternatives Modell zu den angestaubten, verknöcherten und autoritären Monarchien Europas zu sein schien. In der Schweiz, für andere Europäer selbst so etwas wie eine relativ fortschrittliche Alternative, stellten die USA, je nach Standpunkt, entweder Vorbild oder Schreckgespenst dar. Vor allem für konservative Gemüter inner- und außerhalb der Schweiz stellten die USA in erster Linie ein abschreckendes Beispiel für die Gefahren ungebremster Volksherrschaft dar. Liberale und Demokraten standen gerade deshalb den USA sehr viel aufgeschlossener gegenüber. Dabei hatten diese Positionen mit den tatsächlichen Verhältnissen in den USA eher wenig gemein. Gerade amerikafreundliche Demokraten verschlossen z.B. allzu häufig die Augen vor der grausamen Realität von Sklaverei und Genozid an den Ureinwohnern.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts veränderten sich die

Vorurteilsstrukturen allmählich. Das alte Rechts-Links-Schema wurde durch neue Tendenzen überlagert, die mit dem Aufstieg der USA zur führenden Industriemacht der Welt, zum Hort des Kapitalismus, aber auch zum Paradebeispiel für die Korruptierbarkeit der Demokratie zusammenhingen. So galten die USA, oft bei vielen Menschen gleichzeitig als Zentrum des Fortschritts und als Ort der menschenverachtenden Geschäftemacherei. Für Konservative und für viele Sozialisten gleichermaßen waren die USA der Feind schlechthin, wobei die radikale Ablehnung häufig mit Bewunderung verknüpft war. Auch in der liberalen Mitte war die Haltung meist ambivalent, wurde doch die angebliche amerikanische Kulturlosigkeit neben die Modernisierungsbereitschaft und die demokratischen Errungenschaften gestellt. Im Prinzip blieb es bei derartig ambivalenten Vorurteilsstrukturen auch nach dem Zweiten Weltkrieg, nur traten sie angesichts der wachsenden amerikanischen Dominanz in Europa jetzt verschärft hervor. Der Essener Historiker Dan Diner (Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland, Frankfurt/M. 1993) hat die Entwicklung dieser Vorurteile in Deutschland in einem interessanten Buch nachgezeichnet. Bekannt ist aber auch der geradezu obsessive Antiamerikanismus in Frankreich und einigen anderen europäischen Ländern. Doch darf bei all dem eben die andere Seite, die übertriebene und kritiklose Amerikabegeisterung nicht vergessen werden. Gerade liberal-konservative Kreise haben mit ihrer bedingungslosen Hinnahme offiziell propagierter amerikanischer Werte zur Erzeugung eines völlig falschen Amerikabildes beigetragen, auf das dann vor allem linke Antiamerikaner und -rinnen umso hemmungsloser dreinschlagen konnten. Der Kalte Krieg spielte bei all dem natürlich eine maßgebliche Rolle.

Mit dem Ende des 2. WK stiegen die USA zur Vormacht des Westens und damit zur Weltmacht auf. Im KK standen sie für die Verteidigung der Freiheit, des westlichen Demokratiemodells, aber auch die Verteidigung von kapitalistischen Profitinteressen und Imperialismus ein. Nach dem Ende des KK sind die USA als einzige Supermacht auf dem Planeten übrig geblieben und übernahmen dabei von Zeit zu Zeit die undankbare Rolle eines Weltpolizisten. Der damit verbundene hohe moralische Anspruch, der die US-Politik nach innen und außen seit ihren Anfängen prägt, dem die Realität in der Vergangenheit allerdings allzu häufig nicht entsprach, hat die Kritiker der Weltmacht USA nicht besänftigt. Im Gegenteil: die häufige Scheinheiligkeit amerikanischer Ansprüche hat die Aversionen nur verstärkt.

So veröffentlichte der deutsche Schriftsteller Karlheinz Deschner unter dem Eindruck des Ersten Golfkrieges ein Buch unter dem Titel "Der Moloch. Eine kritische Geschichte der USA" (1992). Unter Hinweis auf die endemische Gewalttätigkeit der amerikanischen Gesellschaft behauptete er über die Geschichte des Aufbaus der USA:

“Alles entstand durch einen riesigen Raubzug, wie ihn die Geschichte noch kaum gekannt, entstand durch Kriminalität und nichts als Kriminalität, wenn man auf das Wesentliche, das Ausschlaggebende dieses Werdegangs blickt.”

Und weiter:

“Dieses Land kennt nur drei Argumente, drei Kräfte, drei Ideale: Gewalt, Geld und Heuchelei.”

Und Schließlich:

“Die USA, die, seit es sie gibt, allen anderen Moral predigen, um ihre eigenen Greuel zu kaschieren, entstanden selbst auf dem Boden nackter Gewalt: durch Ausmorden der Roten und Versklavung der Schwarzen - die Basis ihrer ganzen Freiheit und Demokratie: blutige “Realpolitik” und bigottes Geschwätz.”

Mit derart furchtbaren Vereinfachungen auf dem Niveau eines linken Stammtischs kann sich die Geschichtswissenschaft natürlich nicht zufrieden geben. Es ist vielmehr ihre Aufgabe zu differenzieren, Vorurteile abzubauen, Mythen und Legenden zu dekonstruieren und allgemein kritisches Denken zu fördern. Hier wollen wir ansetzen, gerade wenn wir uns mit der Geschichte dieses so umstrittenen Landes beschäftigen.

Dabei interessiert natürlich ganz besonders die Frage, wie es möglich war, daß aus ein paar armseligen Auswandererkolonien am äußersten Ostrand Nordamerikas innerhalb von vier Jahrhunderten die einzige Supermacht der Welt wurde. Diese zunächst recht banale Frage ist sicherlich die spannendste in Bezug auf die amerikanische Geschichte, denn zu ihrer Beantwortung bedarf es sowohl einer intensiven Untersuchung der inneren Strukturen der USA im historischen Wandlungsprozeß als auch des vergleichenden Seitenblicks auf andere Länder, namentlich in Europa. Diese Frage wird deshalb den Leitfaden der Vorlesung bilden.

In diesem Semester werden wir jedoch nicht in der Lage sein, die ganze Geschichte der USA nachzuzeichnen. Dafür ist das Thema zu umfangreich. Die Vorlesung wird deshalb zweigeteilt. In diesem Semester wird sie sich von den Anfängen bis in die Zeit nach dem Bürgerkrieg erstrecken. Im nächsten Semester werden wir uns dann mit der Zeit von der Jahrhundertwende bis zur Präsidentschaft von Bill Clinton beschäftigen, als der KK endgültig zu Grabe getragen wurde. Die Amtszeiten von George W. Bush und Barak Obama, werden wir nicht eingehend behandeln, weil wir hier den Bereich der Geschichtswissenschaft verlassen und in journalistische Betrachtungen

eintreten müssten. Dennoch, was in den letzten Jahren geschah, wird uns zweifellos beeinflussen, weil es ja auch unser Bild von den USA beeinflusst hat. Überhaupt ist es eine Binsenweisheit, dass die Geschichtswissenschaft in ihren Fragestellungen und Beurteilungen vom gegenwärtig Erlebten nicht unbeeindruckt bleibt. Aber wir sollten uns davor hüten, die Vergangenheit mit den Maßstäben der Gegenwart zu messen oder einfach nur als Vorgeschichte zu betrachten, die sich zielgerichtet auf den derzeitigen Istzustand hinbewegte. Es gab nämlich immer Alternativen. Nehmen wir die Geschichte also zum Nennwert und lassen wir die Bush-Administration oder die Tea-Party-Bewegung nicht als böse Geister durch unsere Betrachtungen wabern.

Ein paar Worte zur Terminologie: Political Correctness in USA erfunden. Dies ist kein Zufall, denn durch Rassenkonflikte geprägte Gesellschaft hat sprachliche Mißbräuche hervorgebracht, die friedliches Zusammenleben erschweren. Andererseits hat die moralisch geprägte Campagne zur Säuberung des Sprachgebrauchs inzwischen Blüten getrieben, die die Grenzen des Erträglichen übersteigen und die sprachliche Kommunikation ungemein erschweren. Für Sprachgebrauch in dieser Vorlesung deshalb ein paar Bemerkungen:

- Ureinwohner: das Wort Indianer albern, aber nicht immer vermeidbar, v.a. als Adjektiv. Amerindians und Native Americans im Grunde auch nicht besser und Notbehelfe.
- Schwarze Bevölkerung: das Wort Neger zu sehr rassistisch besetzt, obwohl es nichts anderes als Schwarz bedeutet. Schwarz (Black) inzwischen ebenfalls als rassistisch gebrandmarkt. African American = pc, aber sehr umständlich. Deshalb dennoch immer wieder schwarz.
- America: das ist der ganze Kontinent, nicht nur die USA. Dennoch v.a. als Adjektiv immer wieder ausschließlich auf die USA angewandt. Es läßt sich kaum vermeiden.
- Nordamerika: umfasst auch Kanada. Doch gerade für koloniales America (13 Kolonien, British America) kaum andere Bezeichnung möglich.

Man muß sich diese sprachlichen Ungenauigkeiten bewußt machen, dann kann man sie sich auch leisten, um den Diskurs einfach zu halten.

Zweck der Vorlesung: Überblick, Denkanstöße, Arbeitsanregung, Einführung, Wissensvermittlung (niemals vollständig, niemals objektiv). Problembewußtsein schärfen. Nacherzählen von Fakten reicht nicht. Bei Studierenden Interesse für neue Themen wecken.

Keine Skripten, keine Bibliographien - selbständig arbeiten!

2. Das koloniale Amerika

Die Geschichte der menschlichen Besiedlung Amerikas reicht mindestens 12.000 Jahre zurück. Das ist relativ spät, denn humanoide Lebensformen existieren bereits seit mindestens 1 Mio Jahre, der Homo Sapiens Sapiens seit ca. 100.000 Jahren. Amerika war jedoch von den anderen Kontinenten lange isoliert, sodaß Menschen nicht dorthin kamen.

Erst im Verlauf der letzten Eiszeit entstand eine Landbrücke zwischen Alaska und Asien, über die Menschen nach Amerika vordrangen. Entgegen früheren Auffassungen geht die heutige Forschung davon aus, daß diese Einwanderung nicht auf einmal und nicht durch eine einzige Volksgruppe vonstatten ging. Vielmehr sind offenbar verschiedene nord- und ostasiatische Völkerschaften in einem langwierigen Prozess schubweise eingewandert. Der steigende Meeresspiegel nach dem Ende der Eiszeit schnitt diese Menschen jedoch von den anderen Kontinenten ab, sodaß sie sich in relativer Isolation entwickelten. Dabei brachten sie in Mittel- und Südamerika ausgesprochene Hochkulturen hervor. Aber auch auf dem Gebiet der heutigen USA gab es nicht nur Nomaden. Im Osten existierten Ackerbaukulturen, im Nordwesten Jäger, Fischer und Sammler, im Süden sogar Stadtkulturen. Insgesamt lebten auf dem Kontinent 1492 100-112 Mio Menschen - 10-12 Mio davon im Gebiet der heutigen USA. Das Land war also alles andere als menschenleer.

Im Laufe der Jahrtausende erhielten die Einwohner Amerikas offenbar wiederholt Besuch von außerhalb. Nachgewiesen ist allerdings nur die Ankunft der Wikinger zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Womöglich aber reisten auch Chinesen, Polynesier und Westafrikaner nach Nordamerika. Sie alle aber hinterließen keine Spuren, und auch der Kolonisierungsversuch der Wikinger blieb folgenlos.

So blieb es dem Entdecker Christopher Columbus vorbehalten, Amerika mit dem Rest der Welt in Verbindung zu setzen - wie man weiß mit katastrophalen Folgen für die Ureinwohner. Die spanischen Eroberer zerstörten die Großreiche der Azteken und Inkas und unterwarfen auch alle anderen indianischen Kulturen, die in ihrem Weg standen. Ähnlich gingen die Portugiesen an der brasilianischen Küste vor. Krieg, Plünderung, Zerstörung, Mord, Vergewaltigung und Versklavung waren schon schlimm genug. Doch am furchtbarsten waren die Folgen der Seuchen, die die europ. Eindringlinge mitbrachten. Pocken, Masern, Difterie, Grippe und Erkältung wüteten entsetzlich unter der Urbevölkerung, die gegen diese exotischen Krankheiten keine Immunabwehr besaßen, weil der Kontakt zum Rest der Menschheit seit Jahrtausenden fehlte. Schätzungen zufolge wurden auf diese Weise 90% der Urbevölkerung in Spanisch Amerika ausgerottet - ein gigantischer Holocaust,

der allerdings nicht geplant war. Auch in Nordamerika führten die eingeschleppten Krankheiten zu katastrophalen demographischen Einbrüchen, bevor die ersten Europäer dort überhaupt landeten, denn die Seuchen verbreiteten sich von Mittelamerika nach Norden. Die Ureinwohner der Ostküste waren dementsprechend geschwächt, als europäische Eindringlinge auch dort landeten. Die Schwächung verschärfte sich danach noch mehr, denn nach den ersten Direktkontakten starben ganze Stämme wie die Fliegen.

Die so genannte Entdeckung hatte auch in anderer Hinsicht ungeheure Folgen. Die Europäer stießen dort auf eine ihnen weitgehend fremde Fauna und Flora. Dabei lernten sie schnell, daß die exotischen Tiere und Pflanzen ihnen sehr von Nutzen sein konnten. Vor allem Mais, Kartoffeln, Tomaten, Pepperoni, Kürbisse, zahlreiche Bohnensorten, Erdnüsse, Ananas usw. erwiesen sich als enorm interessant. Einige dieser Pflanzen wurden schon bald in Europa angebaut und lösten dort eine Ernährungsrevolution aus, die im 18. Jahrhundert einen stetigen Bevölkerungsanstieg zur Folge hatte und damit die Voraussetzungen für die industrielle Revolution schuf. Weltweit stieg die landwirtschaftliche Produktion im Gefolge des Exports amerikanischer Pflanzen zwischen 1630 und 1950 um das fünffache. Gut eine Drittel unserer heutigen pflanzlichen Nahrung stammt von Nutzpflanzen, die zuerst von amerikanischen Ureinwohnern domestiziert wurden. - Weniger gesund, aber dafür populär und deshalb profitabel war der Tabak, dessen Nutzung die Europäer in Amerika lernten.

Diese biologische Revolution war jedoch keine Einbahnstraße. Die Europäer brachten Reis, Getreide, Weinstöcke, Kaffee, Melonen, Oliven, Bananen usw. nach Amerika. Außerdem ihre Obstbäume, Büsche usw. Ebenso revolutionär war die Viehwirtschaft: Rinder, Schafe, Ziegen. Ganz besonders aber jenes Wundertier, das die Ureinwohner von Anfang an faszinierte: das vor Jahrmillionen in Amerika ausgestorbene Pferd.

Ein großer Teil dieser gewaltigen ökologischen Prozesse hatte allerdings noch nicht einmal begonnen, als die Engländer sich aufmachten, es den Spaniern gleichzutun und Kolonien in Nordamerika zu erwerben. Da der Süden und die Mitte schon allzu fest in der Hand der Konkurrenz waren, blieb den Engländern nur der Nordosten. Nach mehreren gescheiterten Versuchen gründeten 104 Männer im Jahre 1607 in Jamestown die erste dauerhafte Siedlung. Weitere Siedlungen entlang der Chesapeake Bay folgten. Im Dezember 1620 erreichte eine Gruppe von Puritanern an Bord der Mayflower die Küste von Massachusetts und gründete dort die erste puritanische Neu-England Kolonie. So begann die europäische Expansion in Nordamerika.

Geographie

Die Geschichte der englischen Kolonien in Nordamerika ist eine außergewöhnliche Erfolgsstory. Nach wechselhaftem Beginn, existenzbedrohenden Indianerkriegen, Seuchen, Hunger und extrem hohen Sterberaten waren die Kolonien um 1700 fest etabliert. Zu diesem Zeitpunkt lebten etwa 250.000 Menschen in den Siedlungen entlang der Ostküste. Danach aber erfolgte eine regelrechte Bevölkerungsexplosion. Um 1750 hatten die Kolonien bereits mehr als eine Mio Einwohner; 1775 2,5 Mio. Die britischen Kolonien besaßen nunmehr eine Bevölkerung, die fast einem Drittel des Mutterlandes entsprach. Schon damals erwarteten Zeitgenossen, daß Englisch nach dem Chinesischen bald die meistgesprochene Sprache der Welt werden würde.

Den Hintergrund für diese Bevölkerungsexplosion bildeten zweifellos die massiven Einwanderungswellen aus Europa. Aus England kamen Menschen, die entweder religiöse Toleranz oder persönlichen Wohlstand oder beides anstrebten. Eine starke Einwanderergruppe kam jedoch auch aus Nordirland, wo die Protestanten schottischer Abstammung unter Überbevölkerung zu leiden hatten. Seit den 1740er Jahren kamen Einwanderer aus dem schottischen Hochland hinzu, die nach dem Scheitern der jakobitischen Revolte vertrieben worden waren. All diese Gruppen zusammen sorgten dafür, daß der englischsprachige Bevölkerungsanteil deutlich überwog (ca. 75%). Die Niederländer und Skandinavier im Raum New York fielen da wenig ins Gewicht. Zahlenmäßig bedeutsam war allerdings die Einwanderung aus dem westlichen Deutschland, wo auf dem Land häufig Massenarmut herrschte. Diese Siedler machten sich vor allem in Pennsylvania und Maryland breit.

All diese Menschen suchten und fanden zumeist bessere Lebensbedingungen, gute Ernährung, Land, Toleranz und mehr Freiheiten. In British Nordamerika gab es zwar auch Arm und Reich aber so gut wie keinen Adel, keine Feudalrechte, kaum Bedrückung, und viel, sehr viel Land. Da die Kolonien sich intern weitgehend selbst verwalteten und die Siedlungen weit verstreut waren, herrschte ein Geist der Freiheit vor, wie er in Europa unbekannt war.

Demgemäß schrieb ein zeitgenössischer Beobachter:

“A European, when he first arrives, seems limited in his intentions, as well as in his views; but he very suddenly alters his scale ... he no sooner breathes our air than he forms schemes, and embarks in designs he never would have thought of in his own country.”

Der amerikanische Unternehmungsgeist war geboren und erwies sich als sehr attraktiv für Europäer. Obendrein war der durchschnittliche Wohlstand größer

als in Europa.

Die günstigen Lebensbedingungen, das relativ gesunde Klima, v.a. im Nordosten, die gute Ernährung, der reichlich vorhandene Platz - all dies trug dazu bei, daß die Lebenserwartung in den Kolonien deutlich höher als Europa lag. Da auch die Kindersterblichkeit zurückging, trugen all diese Faktoren maßgeblich zur Bevölkerungsexplosion in Nordamerika bei.

Obendrein florierte die Wirtschaft. Virginia exportierte Tabak, South Carolina Reis. Die nördlichen Kolonien handelten mit Pelzen, Fisch und Getreide. Insgesamt profitierten die Kolonien gewaltig vom Dreieckshandel mit dem Mutterland und den Kolonien in der Karibik. 1760 war die Hälfte der britischen Handelsflotte im Amerikageschäft engagiert. Die dortigen Kolonien waren wohlhabend genug geworden, um 25% der britischen Exporte aufzunehmen. Bis in 1770er Jahre erreichten die Gesamtleistungen der Kolonien 40% der Wirtschaftsleistung des Mutterlandes.

Die überwältigende Mehrheit der Kolonisten lebte von der Landwirtschaft. Die Amerikaner des 18. Jahrhunderts wohnten deshalb vornehmlich auf dem Lande, weit verteilt auf kleinen Farmen, großen Plantagen, seltener in Dörfern. Aber es gab auch Städte, sogar relativ große: Philadelphia war in den 1770er mit 30.000 Einwohnern eine der größten Städte des Empires. New York folgte mit 25.000, Boston mit 16.000, Charleston, S.C. mit 11.000. Es war in diesen Städten, wo sich das Handelsbürgertum etablierte, intellektuelle Eliten sich formten und die ersten Zeitungen erschienen. Berühmt war vor allem Benjamin Franklin aus Philadelphia, Zeitungsverleger, Naturwissenschaftler und einer der großen Geister der Aufklärung, der auch in Europa Anerkennung fand. Das verbesserte Postwesen schuf die Voraussetzungen für eine überregionale Presse und legte damit den Grundstein für das sich herausbildende politische Bewußtsein. Amerika wurde schon frühzeitig zu einer ausgesprochen politischen Gesellschaft. Die großen geistigen Strömungen, die weltlich ausgerichtete Aufklärung und die religiöse neu-protestantische Bewegung des "Great Awakening" fanden auf diese Weise und durch ausgedehnte Reisen ihrer prominentesten Vertreter weite Verbreitung. Beide Bewegungen standen zwar in Konkurrenz zueinander und begründeten den bis heute für die USA typischen Konflikt zwischen weltlichem Liberalismus und religiösen Erweckungsbestrebungen. Doch beiden war ein betonter Individualismus gemeinsam, der zum Grundbestandteil amerikanischen Denkens wurde.

Diesem Individualismus und dem wachsenden politischen Bewußtsein entsprach auch in gewisser Weise das Regierungssystem. In allen Kolonien hatte sich ein duales System, grundsätzlich analog zum Mutterland herausgebildet. Die Gouverneure wurden von der Krone ernannt und bildeten

eine relativ starke Exekutive. Insbesondere in finanziellen Dingen aber gerieten sie zunehmend in Abhängigkeit von den gewählten Vertretungen der Kolonisten, die ihre eigenen Parlamente besaßen. Das Wahlrecht für diese Parlamente war zwar an Besitz gebunden, doch lagen die Hürden derart niedrig, daß die Masse der erwachsenen männlichen Bevölkerung, im Unterschied zum Mutterland, wahlberechtigt war. Die wiederholten Versuche der Krone jedoch, über ihre Gouverneure direkten Einfluß auf die Kolonien zu nehmen, sorgten wiederholt für Zündstoff. Allerdings handelte es sich hierbei bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein nur um begrenzte Interessenskonflikte, die keinen grundsätzlichen Charakter annahmen. Da die Kolonien untereinander weniger in Kontakt standen als mit dem Mutterland, hatte sich auch noch kein einheitliches und eigenständiges nordamerikanisches Bewußtsein herausgebildet. Man war immer noch in erster Linie Brite und Untertan seiner Majestät.

Die schöne neue Welt, die da entstand hatte jedoch einen grausamen Preis, und den zahlten neben den Ureinwohnern, auf die wir in anderem Zusammenhang zu sprechen kommen werden, vor allem schwarze Sklaven. In den ersten Jahrzehnten der Kolonien war versucht worden, den Arbeitskräftemangel bei der Erschließung des Landes durch so genannte "indentured servants" zu beheben. Demnach verdingten sich arme Immigranten, die die relativ hohen Kosten der Überfahrt nicht aus eigener Tasche bezahlen konnten, für einige Jahre als unbezahlte Arbeiter. Danach erhielten sie die Freiheit und ein Stück Land. Dieses System war jedoch unproduktiv und noch dazu in den südlichen Kolonien kaum durchführbar. In diesem nahezu tropischen Klima waren die Bedingungen bei körperlicher Arbeit für Europäer fast unerträglich. Der Tabakanbau auf den großen Plantagen Virginias und noch mehr der Reisanbau in den Sümpfen von S.C. ließ sich mit indentured servants nicht effizient betreiben. Kurz nach der Gründung von Jamestown hatte aber ein niederländisches Handelsschiff 20 afrikanische Sklaven angelandet. Dies schien der Ausweg zu sein. Das vornehmlich von Pflanzern aus den Sklavenplantagen der Karibik gegründete S.C. übernahm schließlich die Vorreiterrolle. Charleston wurde zum Hauptumschlagsplatz für Sklaven in Nordamerika und überall entstanden nun die großen Plantagen des Südens, die neben der Pracht und dem Reichtum ihrer Hauptgebäude auch die Elendsquartiere der Sklaven umfaßten. Von den mehr als 10 Mio Afrikanerinnen und Afrikanern, die bis ins 19. Jahrhundert hinein über den Atlantik verschleppt wurden, kamen auf diese Weise ca. 500.000 nach Nordamerika. Die Tatsache, daß dort die Lebensbedingungen für sie etwas besser waren als in der Karibik oder in Brasilien, ermöglichte im Laufe der Zeit ihre starke Vermehrung. In S.C. bestand schon bald die Mehrheit der Bevölkerung aus Sklaven.

Auf diese Weise wurde ein Problem geschaffen, das die Entwicklung der USA

bis in die Gegenwart hinein belastet: Rassismus. Wir werden darauf noch mehrfach zurückkommen. Die Herausbildung der Sklavenökonomie im Süden schuf jedoch auch einen strukturellen Gegensatz zum Norden, der zur Geißel der nordamerikanischen Geschichte wurde. Dabei gab es in den mittleren und nördlichen Kolonien zunächst ebenfalls durchaus einzelne Sklaven. Doch hier wurde die Sklaverei nie zum wirtschaftlichen Strukturmerkmal und starb deswegen allmählich aus. Quäker und Puritaner lehnten denn auch das Prinzip der Sklaverei zunehmend aus grundsätzlichen Überlegungen der christlichen Nächstenliebe ab, nicht zu letzt, weil sie es sich leisten konnten, denn die nördlichen Regionen eigneten sich aus klimatischen Gründen nicht für die Plantagenwirtschaft. So kam auch noch ideologisch-religiöser Zündstoff hinzu.

Doch um die Mitte des 18. Jahrhunderts standen andere Probleme im Vordergrund. Der Konflikt mit dem kolonialen Rivalen Frankreich entlud sich in einem großen Krieg, dessen Folgen das bis dahin so gut funktionierende Kolonialsystem derart durcheinanderbrachte, daß schließlich die Kolonien die Unabhängigkeit anstrebten...